

„Er wartete nicht auf Weisungen von irgendwoher“

Adenauer und das Christentum

Otto B. Roegele

Nach unangenehmen Erfahrungen mit Joseph Wirth, der als Präsident den Katholikentag von 1921 in die Nähe einer Parteiveranstaltung des Zentrums gerückt hatte, suchten die Verantwortlichen für den Katholikentag des Jahres 1922 in München eine Persönlichkeit von stärkerer Eigenart und größerer Weite der Gedanken. Nach schwierigen Debatten beschloss das Münchner Lokalkomitee, den Kölner Oberbürgermeister (seit 1917) und Präsidenten des Preußischen Staatsrats (seit 1921) Konrad Adenauer mit diesem Ehrenamt zu betrauen. Sein Ruf als Stadtplaner und Verwaltungsreformer hatte ihn in ganz Deutschland bekannt gemacht. Die bayerischen Katholiken wollten damit auch ihre Verbundenheit mit dem rheinischen Katholizismus zum Ausdruck bringen.

Von Karl Bachem über die Münchner Verhältnisse und Erwartungen gründlich informiert, sagte Adenauer ohne Umstände zu. Eine Liste mit präzisen technischen Fragen zu Terminen, Unterkünften, Preisen (nebst möglichen Rabatten) einer geplanten Wallfahrt nach Oberammergau und so weiter folgte sogleich. Wenige Tage später schon wurden die Antworten angemahnt. Die Münchner merkten, mit was für einem Perfektionisten sie es zu tun hatten.

Sie sollten aber noch eine andere, nicht weniger überraschende Erfahrung machen.

Offenbar war keine genaue Abstimmung über Thematik und Regie der großen Katholikentagsversammlungen unter den Akteuren erfolgt. Der zuständige Ortsbischof, Kardinal Michael von Faulhaber, griff im Eröffnungsgottesdienst auf dem Königsplatz am 27. August 1922 die Urheber des Umsturzes von 1918 ungewöhnlich scharf an; er sprach von „Meineid“ und „Hochverrat“ der Revolution und von einem „Kainsmal“, das die Republik an der Stirn trage.

Widerspruch auf offener Bühne

Die meisten Zuhörer fanden daran nichts Anstößiges, der Abschied von der Monarchie war in Bayern noch nicht verwunden. Aber der aus dem rheinischen Köln angereiste Präsident des Deutschen Katholikentages war empört. Er teilte die Auffassung des Kardinals ganz und gar nicht. Er benutzte seine Rede in der Abschlussversammlung vier Tage später, um sich, und zwar ausdrücklich im Namen des ganzen deutschen Katholizismus, von der Verurteilung der Republik zu distanzieren. Zwar ließ er es am Dank für Faulhaber, der sich an mehr als zwanzig Veranstaltungen als Redner beteiligt hatte, nicht fehlen, er wählte auch ein höfliches Vokabular für seinen Widerspruch, erklärte aber doch mit schlich-

ten Worten, der Kardinal habe in diesem Punkt nicht für die Gesamtheit der deutschen Katholiken gesprochen.

Der Skandal war erheblich. Kardinal Faulhaber stand unter Protestrufen von seinem Platz in der ersten Reihe auf und schickte sich an, den Saal zu verlassen. Adenauer brach seine Rede ab und bat den Kardinal um den Schlusssegen. Damit war wenigstens der formgerechte Abschluss gegeben. Das Zerwürfnis setzte sich jedoch in einer langen, teils heftigen Debatte unter Kirchenmännern und Politikern fort. Es ging dabei auch um die Abgrenzung der Kompetenzen zwischen Lehramt und Politik, Theologen und Laien, Theorie und Praxis.

Vision der christlichen Partei

Über dieser spektakulären Auseinandersetzung zwischen Wortführern des deutschen Katholizismus blieb eine andere, nicht minder bedeutende Initiative Adenauers auf dem Münchner Katholikentag so gut wie unbeachtet: sein Vorstoß in Richtung auf die politische Zusammenarbeit von Katholiken und Protestanten in einer „großen christlichen Partei“. In der Rede Adenauers vom 28. August 1922 hieß es: „In Deutschland gibt es ein Drittel Katholiken und zwei Drittel Nichtkatholiken. Wir müssen beim Kampf für die Geltung der christlichen Grundsätze in den öffentlichen Dingen bei den Nichtkatholiken Bundesgenossen suchen und die Gegnerschaft jener, die wir nicht als Bundesgenossen gewinnen können, möglichst entkräften. Vielleicht oder sogar sicher haben wir uns früher zu sehr von den Nichtkatholiken ferngehalten. Dadurch haben wir die gemeinsamen christlichen Ideale, die auch im evangelischen Lager viele pflegen und hochhalten, nicht ge-

fördert. Soweit wir das irgendwie können, müssen wir mit Bestrebungen Gleichgesinnter im evangelischen Lager Hand in Hand gehen und suchen, uns gegenseitig zu unterstützen und zu fördern.“

In weiteren Punkten erweist sich diese Rede als eine Programm-Skizze für jene „große christliche Partei“, die ein Vierteljahrhundert später entstand. Dem Bekenntnis zur Zusammenarbeit der Christen in der praktischen Politik folgt die Aufforderung, die internationalen Verbindungen zu festigen und auszubauen, ja „die Katholiken der verschiedenen Länder miteinander zu verbinden und zu vereinen, um das zu erreichen [...] Niemand, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, wird uns deshalb des Mangels an Vaterlandsliebe zeihen können.“

Der Zusammenarbeit mit dem Papst werde dabei eine besondere Bedeutung zukommen. Während des Ersten Weltkrieges habe man die Rolle, die Rom für einen Waffenstillstand zu spielen versuchte, erkennen können. „Wahrhaftig, je mehr die Welt zur Besinnung kommt, je mehr sie sich aus dem furchtbaren Taumel, der sie erfasst hat, wieder auf sich selbst besinnt, desto ehrerbietiger und achtungsvoller wird sie, auch die nichtkatholische, dem Papsttum gegenüber treten müssen.“ (Vergleiche Hugo Stehkämper, *Adenauer als Katholikentagspräsident 1922*, Mainz 1977.)

Gefahr der „neuen Diesseits-Religion“

Schon 1922 sieht Adenauer die Notwendigkeit des politischen Zusammengehens der Christen vor dem Hintergrund großer Gefahren für das deutsche Volk: Er beschreibt die Entchristlichung, die Diesseits-Religion, die „mit Redensarten über Kultur und Schönheit und Kunst verbrämt“ wird, den

antichristlichen Geist in den öffentlichen Dingen, nicht nur in der Politik. Vor allem in den Großstädten, in denen fast die Hälfte der Bevölkerung lebt, wachsen die „seelischen Volkskrankheiten mit unheimlicher Schnelligkeit“. Und er bezeichnet als die wichtigste Aufgabe der Politik, „unsere großen Städte wieder zu der menschlichen Natur angepassten Aufhalten zu machen“.

Diesem Zitat aus seiner Katholikentagsrede von 1928 fügt Adenauer im ersten Band seiner *Erinnerungen 1945–1953*, der 1965 erschien, weitere Erfahrungen aus den dazwischenliegenden vier Jahrzehnten hinzu. Er erwähnt das Versagen der Weimarer Republik, die Schrecken des Nazi-Terrors, die Ausrottung der Juden, den „Sturz des deutschen Volkes ins Chaos“, die Gefahr einer atheistischen Diktatur.

Erst am Ende des Zweiten Weltkrieges sieht er Zeichen für eine Wende: „Es verbreitet sich die Überzeugung, dass nur eine große Partei, die in der christlich-abendländischen Weltanschauung in den Grundsätzen der christlichen Ethik ihr Fundament hatte, die notwendige erzieherische Aufgabe am deutschen Volk erfüllen, seinen Wiederaufstieg herbeiführen und einen festen Damm gegenüber der kommunistischen atheistischen Diktatur errichten könnte [...]. Nur eine sehr große Partei, die alle Schichten unseres Volkes umfasste, konnte das am Boden liegende, zerbrochene Deutschland wieder gestalten. Ihr mussten Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Bauern, Mittelständler, Beamte, Intellektuelle, Menschen aus Nord und Süd, Heimatvertriebene und Flüchtlinge angehören können. Die ethischen Grundsätze, wie sie die CDU zu ihren Prinzipien machte, würden die Kraft und die Elastizität haben, die notwendig waren, um die natürlichen Spannungen

innerhalb einer großen Partei zu überwinden und auszugleichen [...]. Es gehörte viel Mut dazu, eine der früheren Parteien wieder aufzurichten, noch größerer Mut, eine neue Partei zu gründen.“ Das war mit dem Blick auf Zentrum und CDU gesagt. Und wer eine so klare Diagnose stellte und seiner Therapie so sicher war, konnte nicht zögern zu handeln.

Im März 1945 holten die Amerikaner den Einsiedler aus seinem Refugium in Rhöndorf und übertrugen ihm die Leitung der Stadtverwaltung im zerstörten Köln. Als die Engländer dort die Besatzungsherrschaft übernahmen, dauerte es nicht lange, bis sie ihn auf Grund einer Denunziation entließen. Im Oktober war Adenauer zum zweiten Mal aus demselben Amt vertrieben, mit dem Verbot jeder öffentlichen Betätigung. Er zog sich wieder nach Rhöndorf zurück und setzte seine historisch-politischen Studien fort, indem er an einem Programm für die von ihm anvisierte neue Partei arbeitete. Als die britischen Verbote aufgehoben waren, erschien er, ohne ein Wort der Klage über erlittene Unbill auf den Tagungen der in regionalen Stufen aufzubauenden CDU und stellte seinen Programm-Entwurf zur Diskussion. Am 22. Januar 1946 wurde er zum Vorsitzenden für die gesamte britisch besetzte Zone gewählt, fünf Wochen später wurde in Neheim-Hüsten sein Programm angenommen.

Der schnelle Aufstieg

Auf die Frage, welche Ursachen den raschen und geräuschlosen Aufstieg in einer aus heterogenen Kräften gebildeten, von Anfang an so schwierigen Partei bewirkt haben, gibt es unterschiedliche Antworten. Adenauer selbst hat immer betont, nichts sei für den erfolgreichen Politiker so wich-

tig wie der Mut, erkannte Aufgaben anzupacken. Daran fehlte es ihm nie. In der Situation von 1945/48 kam ihm besonders zu-statten, dass er zu den wenigen Prominenten der Weimarer Zeit gehörte, die das „Dritte Reich“ in vorbildlich kompromissloser Haltung überlebt hatten. Die Absetzung durch die Briten hatte seiner Popularität nicht im Mindesten geschadet, eher im Gegenteil. Noch immer eine stattliche Erscheinung, hoch gewachsen, aufrecht und wachen Blickes, erregte er Aufsehen, wohin er kam. Franz Albert Kramer berichtete im *Rheinischen Merkur* von einer Tagung mit prominenten Politikern auf dem Rittersturz bei Koblenz: Der „Eindruck staatsmännischen Ranges ergibt sich heute nur noch, wenn ein Adenauer durchs Vestibül geht, mit jener Gelassenheit, wie sie natürliches Selbstbewusstsein und lange, mit vielen Enttäuschungen durchsetzte Erfahrung verleihen“. Sein Alter konnte ehrgeizige Konkurrenten verleiten, ihn als „Übergangslösung“ zu betrachten.

Aber werso dachte, verrechnete sich gründlich. Adenauer hatte die Zeit der unfreiwilligen Muße nicht nur genutzt, um zusammenzutragen, was die Deutschen in ihrer Vergangenheit falsch gemacht hatten. Er wusste auch, was sie brauchten, um aus ihrem Elend herauszufinden. Im Alleingang hatte er aus der Analyse der selbstverschuldeten deutschen Katastrophe ein weit gespanntes Programm gemacht. Er musste dafür nicht viele neue, ihm bisher fremde Elemente mitaufnehmen. Vieles war schon in seinen programmatischen Reden beim Münchner Katholikentag aufgetaucht. Es war Adenauers durchreflektierte und systematisierte Lebenserfahrung.

In unserer Welt sind es vor allem Bilder, die unsere Erinnerung an Menschen prägen. Für Politiker, die auf Grund ihrer Ämter und

Aktionen in den aktuellen Programmen des Fernsehens häufig zu sehen sind, gilt das in besonderem Maße. Haben sie einige Jahre lang im Rampenlicht der Politik gestanden, verlieren sich die Einzelheiten der Worte und Ereignisse; es bildet sich ein persönliches Profil heraus, das auch durch neue, selbst anderslautende Einzelzüge kaum mehr verändert werden kann.

Die Macht der Bilder

Willy Brandt ist mit dem Bild, das ihn auf den Knien vor dem Denkmal im ehemaligen Ghetto von Warschau zeigt, Helmut Kohl mit den jubelnden Menschen in der Nacht, da die Berliner Mauer fiel, in den Thesaurus der Erinnerung eingegangen. Bei Konrad Adenauer war es die Moskau-Reise im September 1955, deren Szenen sich in Hirn und Herz der Deutschen eingegraben haben: die Bilder der versteinerten Gesichter am Verhandlungstisch im Kreml, aber auch die Bilder von den deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen, die nach ihrer Heimkehr dem Bundeskanzler dankten.

Und da sind noch einige Aufnahmen, die den Kanzler als einen schlichten, einsamen Beter zeigen. Nicht nur die großen Inszenierungen mit Charles de Gaulle in der Krönungskathedrale von Reims, sondern auch das intime Bild des in der Kirchenbank knienden Adenauer, aufgenommen in der kleinen Kirche der polnischen Gemeinde in Moskau am Morgen des letzten Verhandlungstages, als es schien, alles Bemühen sei vergeblich.

Die Moskau-Reise hat in den Tiefenschichten der deutschen Seelenlandschaft mehr verändert, als zunächst zu bemerken war. Zweifel an der „nationalen Gesinnung“ des „rheinischen Separatisten“ hatten sich

Adenauer und das Christentum

schon viel früher verflüchtigt. Der Verdacht, die Bundesrepublik Deutschland solle ein willfähiges Geschöpf der westlichen Besatzungsmächte werden, war von der zielstrebig und konsequenten Außenpolitik der Regierung widerlegt worden. Aber dass ein „bürgerlicher Politiker“ den Mut aufbrachte, die Höhle des russischen Bären aufzusuchen, und, zehn Jahre nach dem schmachvollen Untergang des Deutschen

Reiches, die widerrechtlich festgehaltenen Deutschen, Soldaten wie Zivilisten, herauszuholen, war mehr, als selbst die meisten seiner Wähler dem 79-jährigen Kanzler zugestanden hatten.

Adenauer hatte nur geringe Hoffnungen, als er sich auf den Weg in den Kreml machte; düstere Stimmungen überwogen. Umso sorgfältiger bereitete er sich und seine Begleiter vor. Dazu gehörte die Flasche Oli-



Gottesdienst in der St.-Louis-Kirche in Moskau am 11. September 1955 während Adenauers Moskau-Reise vom 8. bis 14. September 1955.

Foto: Hubmann/München

venöl, die Globke mitnehmen musste, um durch prophylaktische Gaben der Wirkung des unvermeidlichen Wodkas am Konferenztisch vorzubeugen, auch die doppelte Sicherung der Möglichkeiten zur Heimfahrt. Er hatte verlangt und erreicht, dass der mit allen Konferenz- und Kommunikationstechniken ausgestattete, abhörsichere Regierungssonderzug mit dreizehn Wagen in Moskau zur Verfügung stand und dort zu geheimer Beratung genutzt werden konnte. Sein Ansehen bei den Kreml-Herren erhöhte sich noch, als er sie durch die sorgfältige Beobachtung des Verhaltens der Kellner bei dem Versuch erwischte, die deutschen Gäste mit Wein, sich selbst aber mit Wasser zu versorgen. Er scheute sich nicht, seine Entdeckung ganz unverblümt auszusprechen, sodass die Gastgeber für Gleichbehandlung sorgen mussten – mit Wein für alle übrigen.

Es war der Augenblick, da alles zu Ende sein konnte. Offenbar war es aber auch der Augenblick, da die Sowjetführer erkannten, dass sie mit dem „alten Fuchs“ nicht mit den herkömmlichen Tricks fertig werden würden. Als Adenauer die Anweisung gab, ein Flugzeug für die Rückkehr nach Bonn anzufordern, wurde die russische Seite sichtlich gesprächsbereiter. Ministerpräsident Bulganin fragte Adenauer, ob er für ein Gespräch unter vier Augen in seinem Hotel bereit sei. Adenauer hatte schon zuvor in Bulganins Augen nachdenkliche Blicke bemerkt; er sagte zu. Bulganin bot die Freilassung der Deutschen an, aber ohne schriftliche Zusage. Adenauer bat um Bedenkzeit, um sich mit seiner Delegation zu beraten. Er wusste, wie dringend Moskau die mit der Herstellung normaler Beziehungen zu der Bundesrepublik verbundene Wirtschaftshilfe brauchte. Es war sein Risiko, ein großes Risiko, wenn er dieses deutsche Zuge-

ständnis ohne Gegenleistung machte, allein auf das „Ehrenwort“ der Machthaber im Kreml hin. Aber er wagte es, gegen den Rat der Mehrheit seiner Delegation.

Der fürsorgliche Vater

Wer genau erfahren will, wie Konrad Adenauer seine Rolle als Vater und Familienoberhaupt verstand, kann aus einer Quelle schöpfen, die zugleich mehr „Zeitgeschichte“ lehrt als manches zu diesem Zweck verfasste Werk. Es sind die Briefe, die Paul Adenauer (geboren 1923) von seinem Vater erhielt, als er im Winter 1941/42 seinen Arbeitsdienst in Westerland auf Sylt ableistete. Paul Adenauer brauchte diese „Bewährung“ im Reichsarbeitsdienst, um die Zulassung zum Studium zu erlangen; es war „freiwillige Zwangsarbeit“. Da er vor dem Abitur das Studienziel „Katholische Theologie“ angegeben hatte, wurde er als Einziger seiner Klasse nach Sylt eingezogen; seine Mitschüler blieben im rheinischen Raum.

Diese Behandlung hatte Methode. Die Mitglieder katholischer Jugendverbände – Paul Adenauer gehörte dem Bund Neudeutschland an – und Theologen wurden „sonderbehandelt“, isoliert und möglichst weit von den Orten ihrer Familie und Herkunft „an die Volksgemeinschaft gewöhnt“. Der Vater in Rhöndorf hatte Muße, dem Sohn häufig zu schreiben. Er war von den Nationalsozialisten aus dem Amt gejagt, jede öffentliche Tätigkeit hatte er zu unterlassen. Er galt als „national unzuverlässig“. In diesen Briefen zeigt sich ein rührend fürsorglicher Vater, der den eigenen Kummer zu verbergen sucht und sich um das seelische und leibliche Wohl des fernen Kindes bemüht, von der Zahnpasta, die es im Laden an der Nordsee nicht gibt, bis zum

Heimweh, dem man am besten mit Beten wehren kann.

Dazu kommt der Rat, sich der neuen, unbekannteren Umwelt gegenüber möglichst zurückzuhalten, nicht zu kurz. Alles wird so ausgedrückt, dass neugierige Mitleser, etwa bei der Postzensur, keinen Verdacht schöpfen, der sich beweisen ließe.

Derehemalige Oberbürgermeisterschildert nicht ohne Stolz seine Erfolge im Grünkohl- und bei der Schafzucht. Das gute Tier hieß Nelke und schenkte dem Familienhaushalt täglich zwei Liter Milch, „eine Kostbarkeit“ in jenen Zeiten, wie der Sohn konstatiert.

„Werde niemandem gegenüber aufdringlich mit Deinen Ansichten. Es ist weder die Zeit noch die Gelegenheit dazu. Auch wenn Dich andere Kameraden nach inneren Dingen, so nach religiösen Fragen, sei zurückhaltend, ja misstrauisch, solange Du den Betreffenden nicht wirklich lange und genau kennst. Ich empfehle Dir überhaupt allergrößte Vorsicht an. Es ist besser bei Dir, zu misstrauisch als zu vertrauensvoll zu sein. Ich bitte Dich sehr, mir das zu glauben.“

Und immer wieder folgt die Zusage des Gebetes für den Sohn, unsentimental und knapp, eine schlichte Tatsachenmeldung wie alle anderen über Gartenarbeit, Wetter und Zahnarztbesuch, weit weg von Literatur, Einträge im Tagebuch des Hausvaters. (Paul Adenauer, *Briefe Konrad Adenauers an einen Sohn im Reichsarbeitsdienst 1941/42* in: D. Blumenwitz u. a. (Hsg.): *Konrad Adenauer und seine Zeit*, Stuttgart 1976, Seite 156–166)

Ein frommer Christ, ohne Allüren

War Konrad Adenauer fromm? Wilhelm Hausenstein, ein Menschenkenner und -beobachter von hoher Sensibilität, kommt zu

dem Ergebnis: „Der Kanzler bewegt sich in seinem Christentum ohne die geringste Auffälligkeit, vielmehr mit aller Zurückhaltung einer unmittelbaren Realität, die gar nicht auf den Gedanken kommt, sich zu beweisen“ (*Pariser Erinnerungen*, München 1961, Seite. 94 ff.).

Das Zeugnis wiegt schwer; der erste Botschafter der Bundesrepublik in Frankreich war kein unkritischer Zeitgenosse. Er stellte hohe Ansprüche an Menschen, denen er Vertrauen und Mitarbeit zu schenken bereit war. Er hatte manchen Vorbehalt gegenüber Einzelzügen der Politik Adenauers, besonders in Personalfragen, und er fühlte sich angesichts der Schwierigkeiten seiner Aufgabe – vor der Errichtung einer Botschaft, ohne Apparat, in einem Hotelzimmer als Dienstraum und Wohnung – auch nicht ausreichend unterstützt. Umso überzeugender sein Urteil, das auf langen Gesprächen bei Besichtigungen, Besuchen und Spaziergängen in Deutschland und Paris beruhte.

Auch Kardinal Frings war nicht immer nur ein Bewunderer Konrad Adenauers, den er schon in den Tagen seines Kölner Pfarramts aus der Nähe kennen gelernt hatte. Er fand den CDU-Politiker und Bundeskanzler vielleicht nicht immer so offen für kirchliche Empfehlungen und Ratschläge, wie er es gewünscht hätte, zumal für solche der Sozialpolitiker, die in Walberberg eines ihrer aktivsten Zentren unterhielten, und für die des Büros des Prälaten Wilhelm Böhler, der in den Jahren der Verfassungskämpfe in den Ländern und im Bund alle Kräfte zu Gunsten der Konfessionsschule zu mobilisieren suchte.

Bei dem großen lateinischen Requiem am 25. April 1967 im Kölner Dom hielt Kardinal Frings die Predigt. Ganz Europa nahm Abschied. Zwei Dutzend Präsidenten und

Regierungschefs waren anwesend. Es war eine Stimmung von ergreifender Trauer. Der Kardinal, ganz im monumentalen Stil einer alten Grabinschrift, rühmte den Toten als einen Mann des Glaubens und der Tat:

„Vieles, was das II. Vatikanische Konzil erst ins helle Licht gerückt hat, hat Adenauer vorhergesehen und vorweggenommen. Er erkannte die christliche Bedeutung der politischen Tätigkeit. Er erkannte die Notwendigkeit, mit den nichtkatholischen Christen in Freundschaft und Eintracht zusammenzuarbeiten auf vielen Gebieten. Er zeigte Hochachtung und eine große Geneigtheit wieder gutzumachen gegenüber dem Volk und Land Israel. Ja, er bekannte sich zu der eigenen Verantwortung des Laien in seinem Beruf und Stand. Er hatte viele und schwere Verantwortungen zu tragen. Er wartete nicht auf Weisungen von irgendwoher, sondern selbstständig trug er die Verantwortung, und wenn er den Weg ganz allein und einsam gehen musste, er ging ihn, geleitet von seinem Gewissen.“

Es waren Worte großer Einfachheit und Klarheit; sie trafen genau den Stil, den Konrad Adenauer schätzte. Der Erzbischof, der ihm zuliebe und gegen den herrschenden Zeitgeist in die noch umstrittene CDU eingetreten war, hatte ihn gerechtfertigt. Es war auch eine Antwort auf den Streit von 1922.

Dem Grundsatz des Gewissensgehorsams folgte Adenauer auch dann, wenn er sich nicht in voller Übereinstimmung mit den Optionen des Papstes wusste. Als Paul VI. Anstalten traf, der Regierung in Ost-Berlin in ihrem Wunsch, die Katholiken auf ihrem Territorium der DDR in selbstständigen Diözesen zu erfassen und damit von den in der Bundesrepublik liegenden Diözesanhauptstädten abzutrennen, setzte er alles ein, um diese Entwicklung zu verhindern. Ob er da-

mit letztlich Erfolg gehabt hätte, bleibt ungewiss. Der Tod des Papstes verhinderte eine Änderung des Status quo, und mit Johannes Paul II. begann ein anderes Regime, das den Kampf mit dem „atheistischen Kommunismus“ entschlossen aufnahm.

Nein, ein Klerikaler im Sinne des vergangenen Jahrhunderts war Adenauer in keinem Abschnitt seines Lebens. Auch nicht der typische Vertreter des „katholischen Milieus“ und der „restaurativen Tendenzen“, die der kölnische Nationaldichter Heinrich Böll an ihm und seiner Politik so hart kritisierte.

Blicke ins Innere

Den Rat, den er dem Sohn beim Reichsarbeitsdienst erteilt hatte, sich mit seinen Überzeugungen niemandem aufzudrängen und mit Einblicken in das Innenleben überhaupt sparsam umzugehen, befolgte Konrad Adenauer auch selbst. Missionarische Reden, Gospel-Predigten waren nicht nach seinem Geschmack. Was er als katholischer Christ glaubte, wussten die Zeitgenossen, wenn sie es wissen wollten. Ausnahmen machte er in den sorgfältig ausgearbeiteten Weihnachtsansprachen, die er im Rundfunk hielt. Sie verbinden die schlichte Weitergabe der biblischen Botschaft mit Hinweisen auf politische Ereignisse der Gegenwart, vor allem auf die Gefahr des Weltkommunismus.

So klar und kompromisslos er mit Kardinal Faulhaber über Revolution und Demokratie zu streiten bereit war, auch wenn er wusste, dass ihn das in weiten Kreisen Sympathie kostete, zu Fragen der Glaubenslehre und der Kirchenleitung äußerte er sich nicht in der Öffentlichkeit. Er wusste, dass solche Rücksichten zu den Lebensregeln der „großen christlichen Partei“ gehörten, die er führte und die er nicht gefährden wollte.

Großen menschlichen Respekt empfand er vor dem Papst wegen der „entsetzlichen Einsamkeit“, in der dieser leben musste.

Mit Erörterungen über eigene Seelenzustände hielt er sich ganz zurück. Er behelligte die Welt auch nicht mit Eingebungen, Privatoffenbarungen, Visionen. Er war ein fleißiger Kirchgänger, dessen Andacht nicht auffiel, der aber auch nicht gestört werden wollte.

Nicht oft gelang es einem Journalisten, diese Isolierschicht zu durchdringen und Konrad Adenauer zu substanziellen Bekenntnissen zu bewegen. Ende 1963 veranstaltete die Wiener Zeitschrift *Wort und Wahrheit* unter dem Titel „Abschied von der Antike – eine Enquete über die Rolle des griechisch-lateinischen Geisteserbes in der Bildungsgesellschaft von morgen“. Mit Bruno Kreisky, Pascual Jordan, Heimito von Doderer, Carlo Schmid und anderen Prominenten aus dem deutschen Sprachgebiet äußerte sich auch Konrad Adenauer. Er legte ein Bekenntnis ab:

„Ich fühle mich und meine Weltanschauung geprägt von den beiden Komponenten der abendländischen Kultur, dem Christentum und dem Humanismus der griechisch-römischen Antike. [...] Das heutige Abendland ist ohne das Erbe der Antike kaum vorstellbar. [...] Das Recht des Individuums, die Würde des Menschen, die Idee der Gerechtigkeit, der Sinn für das Maß, das Verständnis für Kosmos im Sinne einer geistig erfüllten Ordnung, die angstvolle Scheu vor dem Chaos, die Vertrautheit mit dem Kairos (das Notwendige zur rechten Zeit zu tun, auf die richtige Stunde warten zu können, diese dann aber auch richtig zu ergreifen) sind Ideen, die mir so vermittelt wurden und denen ich sehr Wesentliches verdanke“ (*Wort und Wahrheit*, 19. Jahrgang, 1964, Seite 11).

Rhöndorfer Ausgabe jetzt bei Schöningh

Zur Subskription:

Adenauer Rhöndorfer Ausgabe

Herausgegeben von *Rudolf Morsey*
und *Hans-Peter Schwarz*

Im Auftrag der Stiftung
Bundeskanzler-Adenauer-Haus

Briefe 1957 – 1959

Bearbeitet von *Hans Peter Mensing*

2000. XVII + 580 Seiten mit 60 s/w Abb.,
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 88,-/öS 642,-/sFr 81,-
Bei Subskription auf das Gesamtwerk (ca. 10 Bände)
DM 78,-/öS 569,-/sFr 71,80
Die Subskriptionsfrist endet mit Erscheinen des letzten Bandes.
ISBN 3-506-70510-5

Die Rhöndorfer Ausgabe der Briefe Konrad Adenauers wird bei Schöningh fortgesetzt. Der neue Band mit über 300 Schlüsseldokumenten enthält u. a.:

- den triumphalen Wahlerfolg vom 15. September 1957 und die Bildung der dritten Regierung Adenauer im Oktober 1957;
- das Inkrafttreten der römischen Verträge im Januar 1958 und die leidenschaftliche Europa-Diskussion jener Jahre;
- das sowjetische Berlin-Ultimatum und die Berlin-Krise (ab November 1958) sowie die Deutschlandkonferenz der Vier Mächte in Genf (ab Mai 1959);
- die Kandidatur Adenauers für das Amt des Bundespräsidenten 1959 und die dadurch ausgelöste Krise.

Fünf weitere Briefbände bis zum Tode Adenauers sind in Vorbereitung.

„Diese Briefe (...) spiegeln mit den deutschen Lebens- und Überlebensfragen ihrer Entstehungszeit auch die Antworten wider, die ein Mann gab, dessen historische Größe, je weiter der Abstand, unzweideutig hervortritt.“

Michael Stürmer,
Neue Zürcher Zeitung

„Adenauer ist ganz präsent in jeder Zeile. Absichtsvoll, liebenswürdig.“

Arnulf Baring,
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Schöningh

Verlag Ferdinand Schöningh · Postfach 2540 · 33055 Paderborn
e-mail: info@schoeningh.de · Internet: http://www.schoeningh.de

Konrad Adenauer hat mit dieser Antwort nicht nur seiner alten Schule, dem Kölner Apostelgymnasium, seine Reverenz erwiesen – in Dankbarkeit, wie er mehrfach äußerte, nicht zuletzt für die Klarheit und Verständlichkeit der Sprache, die ihm das Lateinische für sein Leben haltbar vermittelt hat; die Enquete von 1963/64 fand auf dem Hintergrund eines Reformstreites statt, der das humanistische Gymnasium mit Vernichtung bedrohte. Er legte darin auch den tiefsten Strang seiner Gedanken frei, der Freiheit und Ordnung, Menschenwürde und Gottesfurcht unlösbar miteinander verbindet. Er wusste, wovon er sprach, wenn er Begriffe wie „christliches Abendland“ oder „Christentum und Humanismus“ für politisches Wollen und Handeln verwendete.

„Innere Linientreue“

Fast immer wurde Adenauer von einem an- und abschwellenden Chor der Kritik begleitet, der Gegensätze zwischen Anspruch und Leistung, zwischen Reden und Taten, Versprechen und Erfüllung behauptete. In seinen ersten Amtsjahren hielt man den jungen Oberbürgermeister in Köln für zu teuer, man ahnte damals noch nicht, wie teuer ein Oberbürgermeister in der Republik werden konnte. Als die Nazis kamen, hätten sie nur zu gerne einen Makel an ihm entdeckt, um seine Absetzung zu rechtfertigen. Zweimal steckten sie ihn ins Konzentrationslager, aber zweimal kam er ohne Anklage wieder frei. Mit dem Arbeiter-und-Soldaten-Rat wurde er in direkter Konfrontation rasch fertig. Die Kommunisten der Zwischenkriegszeit machten großen Lärm wegen der Verschwendung von öffentlichen Mitteln durch Adenauers städtebauliches Konzept, aber es kamen Besichtigungsgruppen von rot regierten Großstädten des In- und Aus-

landes, um in Köln zu studieren, worin die fortschrittliche Baupolitik bestand. Und als der britische Brigadier Barraclough ihn aus dem Amt entließ, verzichtete er gleich auf die Angabe von Gründen, weil es solche nicht gab. Adenauer hatte nur nicht ausgeführt, was ihm befohlen worden war, alle wussten und billigten das.

Nicht weniger hilflos schwankte die Kritik am Partei- und Regierungschef Adenauer zwischen den Extremen. Anfangs klagten national gesinnte Konservative über den nationalen Ausverkauf durch Föderalismus und Demokratie, beim Anfang der europäischen Einigung erhoben sich Vorwürfe gegen den Reichsfeind. Mit der Bundeswehr wurde Adenauer zum „Remilitarisierer“. Niemöller reiste durchs Land und verkündete, die Bundesrepublik sei im Vatikan gezeugt und in Washington geboren – eine Ausgeburt des Deutschenhasses. Mit seiner „Westbindung“ geriet der junge Staat in die Schusslinie der Leute, die von Joseph Wirth bis Niemöller lieber einen Neutralitätskurs gehabt hätten. Und wer gar nichts Alternatives wollte, fand den „Alten“ zu starr, zu unbeweglich, überhaupt ganz unerträglich.

Es ist bezeichnend für die unterschütterliche innere Linientreue des Mannes, dem seine Gegner so oft Inkonsequenz, Finasieren, Tricks und opportunistisches Taktieren vorwarfen, dass er in seinen *Erinnerungen*, siebzehn Jahre nach der Unterzeichnung des Grundgesetzes, das er für die Achse seiner Politik hielt, nur den Teil der Präambel vortrug, diesen aber im vollen Wortlaut, der den Namen Gottes nennt. Es ist der Himmelsanker, der damals ausgeworfen wurde und an dem alles Glück des Menschen festgemacht werden sollte, seine Würde, seine Freiheit, seine Hoffnung, sein Schutz vor sich selbst.